Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 5 (1925-1926)
Heft: 9

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

an eine Fibel (auch in ihrem allerersten Teile) stellt, und bemerkt wiederholt, daß anderwärts auch die Fachleute von der alltäglichen und praktischen Verwendbarkeit der Fibel „O, mir hei ne schöne Ring" überzeugt sind. Der Laie freut sich dessen, weil ihm das lebensvolle Wesen des Büchleins einleuchtet und er wünschen möchte, daß der Unterricht von solcher Lebendigkeit erfüllt würde.

Den Vorwurf voreiliger Kritik weise ich entschieden zurück. Der Verlag der neuen „Schweizerfibel in Druckschrift" hat mir auf Ansuchen hin das eben erschienene erste Heftchen zur Besprechung übersandt — was soll der Vorwurf, daß ich es besprochen habe?

Carl Günther.

Bücher-Rundschau

Die Strategie des Weltkrieges.

Ernsthafte Plaudereien über den Weltkrieg, von Otto v. Moser, General-Leutnant; Belser's Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.

Das Buch des Generals Otto v. Moser, zuletzt Führer des 14. Reserve-Korps, das sich auf ein eingehendes Studium der ja so reichlich fließenden Quellen über den Weltkrieg gründet, zeichnet sich durch eine tief kritische, dabei aber auch hoch wissenschaftliche Beurteilung der auf deutscher Seite vor und während des Weltkrieges getroffenen Maßnahmen aus. Es ist heute ja wohl Sitte, auch Verhältnissen, von denen man noch keinen Abstand hat, nachzugehen und Verantwortlichkeiten, noch mehr aber Verantwortliche, festzustellen. Moser ist auf kriegswissenschaftlichem Gebiete kein Unbekannter. Er hat schon vor dem Kriege einen in vielen Auflagen erscheinenden Abriß über die Strategie von 1870 verfaßt, war längere Zeit Lehrer im Generalstab und, was nicht unwesentlich ist, dabei unmittelbar neben Ludendorff tätig, kennt also diesen, was auch wertvoll ist, von der menschlich-psychologischen Seite. Man wird daher sein Urteil umso höher bewerten können.

Es liegt Moser daran, ein objektives, nicht zu dunkel, aber auch nicht zu hell gefärbtes Urteil über die strategischen Motive des Weltkrieges zu geben und diese in einer auch für den Nichtfachmann les- und faßbaren Form zur Darstellung zu bringen. Dabei ist er als ehemaliger Mitkämpfer wohl am besten in der Lage, auch das psychologische Moment in der Führung, das z. B. von Delbrück gar nicht bewertet wird, richtig einzuschätzen. Er benützt dabei einen früher schon von uns aufgestellten Vergleich zwischen Chirurgie und Truppenführung. Dann weist er auch mit vollem Recht darauf hin, daß auch der Politiker etwas von Strategie verstehen muß und daß heute jeder gebildete Laie, der seinem Lande dienen will, sich mit der Strategie des Weltkrieges befassen muß. In diesem Sinne darf sein Buch als mustergültig bezeichnet werden.

Das 1. Kapitel behandelt die politische und militärische Lage vor dem Kriege und weist in klarer Weise auf die Unzulänglichkeit der Bereitstellung der technischen Mittel, dann aber auch der personellen Bereitstellung der Landeskräfte hin. Den Durchmarsch durch Belgien billigt Moser nicht und hält ihn auch militärisch für nicht absolut notwendig, wenn er ihm auch eine gewisse Berechtigung bei richtiger politischer Vorbereitung, die allerdings nicht vorhanden war, zugesteht.

Die Kritik, daß im Osten kein genügender Operationsplan und keine bestimmten Direktiven für Prittwitz vorlagen, kann diesen allerdings nur zum Teil entlasten.

Ein tieferer Blick in die Tätigkeit während des Krieges, speziell der mittleren Führung, ergibt nicht in jeder Beziehung erfreuliche Verhältnisse, und das auch von anderer Seite — Kluck, François und andern — beklagte

Überwiegen des Generalstabs gegenüber der Truppenführung wird drastisch hervorgehoben. Auch auf die schweren Mängel, wie das Herumhetzen der Divisionen an allen Fronten — Moser war unter 12 Armee-Kommandanten —, wird hingewiesen. Im Ganzen kann Moser so die Tätigkeit des deutschen Generalstabes nicht immer als eine glückliche einschätzen; ein Urteil, dem man bei längerem Studium zustimmen muß, wobei allerdings hinzuzufügen ist, daß auf französischer Seite ähnliche Verhältnisse vorlagen.

Die große Führung des Weltkrieges teilt er in drei Abschnitte, wie sie sich naturgemäß aus den drei Feldherren ergeben: a) Moltke, b) Falkenhayn, c) Hindenburg-Ludendorff.

Zum Marne-Feldzug bringt er keine wesentlich neuen Gesichtspunkte, mit Ausnahme der berechtigt scharfen Kritik, daß unmittelbar nach der Schlacht die Öffentlichkeit wie die Verbündeten über die Schwere der Situation im Unklaren gelassen wurden.

Die Periode Falkenhayn wird sehr klar geschildert. Moser wird dem eigentlich mehr als Diplomat denn als Feldherr in den Vordergrund tretenden Falkenhayn jedenfalls mehr gerecht, als mancher seiner Kritiker. Dessen erste Handlung, der Stoß auf Calais über Ypern, findet mit Recht scharfe Kritik, denn er war mit unzulänglichen Mitteln angesetzt und führte zu dem Massacre der deutschen geistigen Jugend, die nun heute, da sie die Führung in Deutschland übernehmen sollte, in Flanderns Boden ruht. Dafür fehlten dann aber auch sogleich die Kräfte im Osten, um den entscheidenden Stoß, den Hindenburg so gut angesetzt hatte, zur vollständigen Auswirkung zu bringen. Einverstanden ist Moser, daß Falkenhayn nicht allzu viel Kräfte durch Saloniki binden ließ, dagegen meint er — und da wird man ihm beipflichten müssen —, daß schon Ende 1914 der Heros und Vertrauensmann des Volkes, Hindenburg, der Mann gewesen wäre, mit seinem General-Quartiermeister Ludendorff die verfahrene Lage wieder einzurenken. Als Ruhmesblatt gesteht er mit vollem Recht Falkenhayn Vorbereitung und Durchführung des rumänischen Feldzuges zu.

Eines der ergreifendsten Kapitel, aber auch der wertvollsten im ganzen Buche, ist die bisher selten richtig behandelte Darstellung des seelischen Niederganges des deutschen Volkes, auch zum Teil der Armee vom Jahre 1917 an und damit verbunden der sittliche Niedergang der Heimatfront. Moser nennt das Ganze zutreffend schleichende Vergiftung der Volksseele.

Dem, was die Korpsführer unmittelbar bei der Truppe sahen und fühlten, stand sowohl die politische, wie die oberste Heeresleitung mit geschlossenen Augen gegenüber. Die Verhältnisse konnte Moser am deutlichsten im Mannschaftsersatz 1918 feststellen.

Für die Frühjahrsoffensive 1918 kann Moser sich — und seine Gründe dafür sind zum großen Teil bestechend — nicht mit dem Angriffsplan auf Calais, wie ihn die Heeresgruppe Rupprecht vertrat, einverstanden erklären und er bedauert es, daß die taktischen Vorteile über die strategische Idee die Oberhand gewannen. Damit hat er vollständig recht, denn mit dem Voranstellen der Taktik wurde einer der ältesten Grundsätze der Kriegführung vernachlässigt. Wären unsere Vorfahren, die Schweizer, etwas mehr Strategen und weniger Taktiker gewesen, so hätte unser Land im Laufe der Jahrhunderte noch eine ganz andere Bedeutung gewonnen.

Im Schlußkapitel behandelt er die Lage nach der erfolglosen Offensive, vorab auf politischem Gebiete. Was er innerpolitisch vorträgt, dem wird man als Neutraler und Republikaner nur zustimmen können. Es hat jedenfalls Moser damals über die Lage ein ruhigeres Urteil besessen, als wie es momentan in den offiziellen Akten über die Ursache des Zusammenbruches zum Ausdruck gebracht wird.

Die an den Foch'schen strategischen Anordnungen geübte Kritik und das Urteil, daß Foch auch nicht den höchsten Lorbeer erreicht hat, wird man bei Betrachten aller Faktoren richtig finden. Foch hat unter schwierigen Verhältnissen an der Marne Bedeutenderes geleistet.

Das Schlußkapitel sucht die Gründe der Niederlage nicht nur im Dolchstoß und Schleichgift, sondern mit vollem Recht vor allem in politischen, dann aber auch in militärischen Unzulänglichkeiten.

Das bedeutsame Buch bildet auch für den Nicht-Deutschen eine reizvolle und zum Nachdenken anregende Lektüre.

Eugen Bircher.

Eine schweizerische Kleinstadt im Mittelalter.

Das Schicksal und die Verhältnisse einer Kleinstadt in vergangenen Jahrhunderten muß natürlich in erster Linie das Interesse der Heimatkunde beanspruchen. Für sie braucht es ja keine großen politischen Ereignisse, ihr kann auch das Kleine und im großen Rahmen Nebensächliche dazu dienen, das Verständnis für vergangene Zeiten und die Liebe zur Heimat wachzurufen. Aber auch in der Gesamtgeschichte unseres Landes darf heute die Kleinstadt eine Stelle beanspruchen. Mehr und mehr erringt sich ja die Kulturgeschichte Gleichberechtigung mit der Schilderung der politischen Ereignisse. Da müssen natürlich auch die Verhältnisse in den zahllosen Kleinstädten Berücksichtigung finden. Dabei handelt es sich nicht um die Zustände eines einzelnen Ortes, sondern um ein Bild der Verhältnisse in diesen verkümmerten Städten im allgemeinen. In ihnen hat sich ja doch das Leben eines ansehnlichen Teiles der ganzen Bevölkerung abgespielt. Die Geschichte einer Kleinstadt kann also einmal für die Heimatkunde von Wert sein, für den großen Kreis aller geschichtlich Interessierten und für die Schule im besondern, sie kann aber auch für die Wissenschaft von Bedeutung sein, als ein Beitrag zur Schilderung der Gattung „Kleinstadt".

Das gilt auch für die soeben erschienene **Geschichte der Stadt Aarau im Mittelalter** von **Walther Merz.***) Aarau ragte in jenen Jahrhunderten in keiner Weise über die vielen andern kleinen Städte hinaus, die immer nur Objekte der Politik waren. Es hat in der politischen Geschichte überhaupt keine Rolle gespielt. Es war zuerst eine habsburgische Landstadt, wurde dann ein bernisches Untertanengebiet mit einer gewissen Selbständigkeit und damit zugleich ein Teil der Eidgenossenschaft. Auch wirtschaftlich unterschied es sich in keiner Weise von all den andern städtischen Mittelpunkten eines engbegrenzten Landgebietes. Weder im Handel noch im Gewerbe leistete es Besonderes. Auch im geistigen und künstlerischen Leben sucht man hervorragende Leistungen umsonst. Schließlich ist die Darstellung der Geschichte Aaraus im Mittelalter durch kein außergewöhnlich reichhaltiges Archiv unterstützt. Trotzdem halte ich diese Stadtgeschichte für ein Muster ihrer Art. Selten nimmt sich sonst wohl ein Historiker von Ruf die Zeit und die Mühe, einen derartigen Gegenstand so erschöpfend zu behandeln, wie es hier geschehen ist. In dem stattlichen Bande erhalten wir wirklich ein lückenloses und vollständig zuverlässiges Bild des Lebens und Treibens einer schweizerischen Kleinstadt im Mittelalter. Die einzigartige Kenntnis der gesamten Zustände unseres Landes im Mittelalter hat es dem Verfasser ermöglicht, seinen kargen Quellen auch das Letzte zu entnehmen. Damit ist das Werk wohl zur besten heute in der Schweiz und weit darüber hinaus vorhandenen Geschichte einer Kleinstadt geworden. Es hat dadurch auch eine über seinen heimatkundlichen Wert weit hinaus gehende wissenschaftliche Bedeutung gewonnen. Wir haben hier die typische Geschichte der schweizerischen Kleinstadt im Mittelalter vor uns. Sie wird als solche dem Wissenschaftler, der sich mit der Rechts- oder der Wirtschaftsgeschichte der Kleinstadt beschäftigt, ebenso gute Dienste leisten, wie dem Lehrer für die Schilderung der mittelalterlichen Zustände.

Hektor Ammann.

---

*) Aarau 1925, H. R. Sauerländer & Cie. 282 Seiten, 15 Tafeln und 4 Abbildungen im Text. 10.— Fr.

Der Berner Schultheiß Carl Neuhaus.

Der Berner Schultheiß Charles Neuhaus 1796—1849. Ein Beitrag zur Schweizergeschichte der 30- und 40er Jahre des 19. Jahrhunderts von Carl J. Burckhardt. Verlag Huber, Frauenfeld.

Diese Biographie des Berner Schultheißen Charles Neuhaus aus Biel füllt unbedingt eine Lücke aus in der Einzeldarstellung der eidgenössischen Regenerationsperiode von 1830—1848. Die bisherigen Monographien beleuchteten diese bewegte Zeit mehr von der einen oder der andern Parteistellung aus (Biographien von Augustin Keller, Frey-Herosée einerseits, von Anton Segesser anderseits). Das Lebensbild von Schultheiß Neuhaus entwickelt den Stimmungsgang der Berner Politik. Diese stand den Klosterstürmen im Aargau und Luzern selber doch ziemlich ferne, aber aus idealpolitischen Motiven unterstützte sie unter Führung von Neuhaus die Bestrebungen für die Anteilnahme des Volkes an der Landespolitik und für die Schaffung eines eidgenössischen Bundesstaates mit begeisternder Willenskraft und Konsequenz.

Aus der politischen Wirksamkeit von Schultheiß Neuhaus darf aber außerdem noch hervorgehoben werden — und das ist in der vorliegenden Biographie mit aktuellen Einzelheiten dargestellt —, daß Neuhaus als Präsident des Vorortes Bern gegenüber Zumutungen ausländischer Regierungen wiederholt und mit Erfolg den Standpunkt der unbedingten staatlichen Unabhängigkeit unseres Landes mit aller Energie vertreten hat (in der Affäre Louis Napoléon 1838 und bei den Interventionsgelüsten Österreichs und Rußlands 1841 nach der aargauischen Klosteraufhebung) und deswegen von den Gesandtschaften des damals reaktionären Frankreich und Österreich gehaßt, jedoch stets von der englischen Politik unterstützt wurde. Im spätern Alter hat ein Magenleiden und die Erfahrung der politischen Zeitläufte, welche dem hochsinnigen und wissenschaftlich gut ausgerüsteten Neuhaus leidenschaftlich robuste Naturen wie Ochsenbein, daneben aber auch Mittelmäßigkeiten, entgegenstellten, die Kraft dieses in der Regenerationszeit mächtigen Staatsmannes frühzeitig gebrochen.

Otto Hunziker.

Kirchenpolitisches.

Die Nuntiatur in der Schweiz. Von Prof. Ed. His. Heft 62 der Schweizer Zeitfragen. Verlag Orell Füßli, 1925. 30 S.

Nicht erst durch den Wesenerprozeß neuesten Datums, aus dem man in gewissen Kreisen kaum noch mehr Wesens hätte machen können, ist das Interesse weiter religiöser Schichten, Protestanten und Katholiken, an politisch-religiösen Fragen erneut geweckt worden. Es ist vielmehr eine bekannte Erscheinung, daß das religiöse Leben bei allen Völkern Europas nach dem großen Krieg einen starken Aufschwung genommen hat; ob mehr auf protestantischer oder mehr auf katholischer Seite, sei hier nicht untersucht. Die Überspannung der materialistischen Einstellung zur Welt während des Krieges, das durch ihn entstandene Elend bewirkten begreiflicherweise etwas wie eine Flucht ins Geistig-Religiöse. Und da auch in heutiger Zeit noch religiöse Strömungen sich in gewisser Hinsicht nach außen kundgeben, sehen wir allerorts eine größere Aktivität auf diesem Gebiet. Sie äußert sich bei uns in der Schweiz für den, der nicht näher zusieht, vor allem in einer intensiveren propagandistischen Tätigkeit in beiden Hauptlagern. Wenn man die politischen wie die religiös gefärbten Blätter verschiedenster Richtung durchgeht, so könnte man bisweilen glauben, man wittere „Kulturkampf"-Luft. Hier wie dort erhöhte Wachsamkeit, ob sich der „Gegner" auch ja peinlich an die Grenzen der so weise von der Bundesverfassung abgesteckten Glaubens- und Gewissensfreiheit halte. Scheint dies nicht der Fall zu sein oder kommen wirklich Übergriffe vor, dann rauscht es jeweilen mächtig im Blätterwald; eine Kritik ergeht, die oft über das Ziel hinausschießt und leider gar manchmal ins Kleinliche ausartet. So sehr lebhafteres, vertieftes

religiöses Erleben und Empfinden im Volk zu begrüßen ist, so notwendig ist es, daß diese Plänkeleien sich nicht zu Kämpfen auswachsen, wenn es ja auch heutzutage kaum mehr so weit kommen dürfte, daß man auf das Niveau der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zurücksinken wird, also mit der Waffe gegen den Mitbürger angeht reiner Glaubensansichten wegen. Aber diese kleinen Scharmützel — mehr ist es bis jetzt nicht — bringen doch ein Element der Unruhe ins innerstaatliche Leben, das diesem besser erspart bliebe. Wir haben heute wahrhaftig dringendere und wichtigere Aufgaben zu lösen, als uns um religiöser Ansichten willen zu entzweien. Sorgen wir dafür, daß der konfessionelle Friede auch weiterhin aufrecht erhalten, ja befestigt werde. Stellen wir das gemeineidgenössische Interesse über das individuelle, auch in Glaubenssachen. So unverständlich vielen Gläubigen diese Stellungnahme erscheinen mag und so undankbar sie vielleicht ist, so trifft sie doch wohl das Richtige. Mögen einige Bestimmungen der sog. konfessionellen Artikel in unserem Staatsgrundgesetz überlebt sein — im großen und ganzen sind die wichtigsten unter ihnen Meisterwerke, nicht wegen ihrer formellen Fassung, sondern wegen der Art, wie sie das religiöse Leben in unserem Bundesstaat, soweit es nach außen wirkt, in den Rahmen des gesamten öffentlichen Lebens gestellt haben. Sie drängten im Interesse der Gesamtheit des öffentlichen Wohles das religiöse Leben mehr in die Sphäre des Einzelnen oder doch geschlossener Kreise zurück; sie griffen — da der Staat konfessionell neutral sein will — in das religiöse Gebiet nur so weit ein, als es zum Wohle des Ganzen unbedingt erforderlich war. Doch von diesen konfessionellen Artikeln soll hier ja nicht die Rede sein. Diese Ausführungen sollten nur andeuten, in welchem Geiste u. E. an politisch-religiöse Fragen herangetreten werden soll. Völlige Objektivität ist gerade auf diesem mit subjektiver Einstellung notwendigerweise verbundenem Gebiet doppelt schwer.

Eine solche kirchenpolitisch-staatsrechtliche Frage, die eigentlich erst post festum, d. h. nach ihrer Verwirklichung in protestantischen Kreisen in neuerer Zeit viel Staub aufwirbelte, war die Wiedereinführung der Nuntiatur in der Schweiz, die der Bundesrat, anscheinend einstimmig, 1920 beschloß. Mit dieser Erscheinung beschäftigt sich die Schrift eines der beiden Staatsrechtslehrer an der Zürcher Universität. Die Entstehungsgeschichte der Nuntiatur, wie sie uns da geschildert wird, ist entschieden interessant. Seit 1874 waren die diplomatischen Beziehungen der Schweiz mit dem römischen Stuhl abgebrochen; damals hatte der Bundesrat dem päpstlichen Nuntius die Pässe zugestellt. Aus einer kurzen Agenturmeldung erfuhr man nun 1920, daß der Bundesrat beschlossen habe, die Nuntiatur wieder zuzulassen. Im bundesrätlichen Geschäftsbericht war davon kein Wort zu lesen, das diesen doch unerwarteten Beschluß begründet hätte. Auch die damals gerade tagende Bundesversammlung wurde in dieser Angelegenheit nicht begrüßt. His führt diesen Schritt, den er für den bedenklichsten in der neueren Kirchenpolitik unseres Landes hält, sogar von dem Standpunkt gläubiger Katholiken aus, wie er sagt, auf parteigeschäftliche Kompromiß- und persönliche Prestigepolitik zurück — und wird jedenfalls mit dieser letztern Behauptung nicht ganz fehl gehen, sofern seine Ausführungen richtig sind, woran zu zweifeln kein Grund vorliegt.

„... Der Parteitag der katholisch-konservativen Volkspartei zu Luzern hatte den Beschluß gefaßt, es sei die Zulassung einer Nuntiatur anzustreben. Vor der Völkerbundsabstimmung (vom 16. Mai 1920) wurde daher von Seiten einer Gruppe „gewiegter katholischer Politiker" ein vertrauliches Rundschreiben an die katholisch-politisch interessierten Kreise versandt, das auf die nachteiligen „konfessionspolitischen Wirkungen" einer Verwerfung des Völkerbundsbeitritts hinwies. Darin wurde geltend gemacht, die eventuelle Verwerfung wegen der Haltung der Katholiken würde vor allem einmal die geplante Revision der konfessionellen Artikel der Bundesverfassung (Motion Musy) gefährden, besonders infolge der zu erwartenden Mißstimmung in den romanischen Kantonen. Außerdem würden die Welschen den Katholiken in Fragen der Wahrung des Föderalismus nicht mehr Heerfolge leisten wollen

und sich — zum Schaden besonders der kleinen Kantone — von ihnen trennen; — sodann würde die vom Parteitag angestrebte Zulassung einer Nuntiatur wohl ebenfalls gefährdet und endlich würde die persönliche Position des damaligen Bundespräsidenten (des Herrn Motta) geschwächt. Mit diesen Argumenten, die rein partei- und prestigepolitischen Erwägungen entsprangen, wurden die schweizerischen Katholiken, vor allem auch die innern Kantone, für den Völkerbund gewonnen; übrigens hatte auch der Papst selbst die Bestrebungen des Versailler Völkerbunds anfangs zu fördern gesucht. — Jenes Schreiben an sich sagt nun allerdings nicht ausdrücklich, daß der völkerbundsfreundliche Freisinn in der Schweiz mit den Katholiken „paktiert" habe, in dem Sinne, daß von beiden Parteien einesteils der Beitritt zum Völkerbund, anderenteils die Zulassung der Nuntiatur oder anderer katholischer Begehren unterstützt werden sollten. Daß aber eine gewisse Verständigung vorlag, bewies bald darauf die Haltung der gouvernementalen Presse und der freisinnigen Fraktion der Bundesversammlung."

Das Parlament seinerseits unterließ es, weil wenig Aussicht auf Erfolg vorhanden war, den Bundesrat anzuweisen, auf seinen Beschluß zurückzukommen, „denn in außenpolitischen Fragen hält es das Parlament meist für mißlich, die Regierung wegen zu mißbilligender Handlungsweise nachträglich zu desavouieren... Versuchen wir den Zulassungsbeschluß objektiv zu beurteilen, so dürfen wir wohl sagen, daß eine politische Notwendigkeit der Wiedererrichtung einer Nuntiatur in keiner Weise gegeben war. Freisinn, Protestantismus und konfessionsloser Staat sind hier die Opfer der 1920 zu weit getriebenen Sorge um eine Ablehnung des Eintritts in den Völkerbund, einer Verkennung der römischen Kirchenpolitik und der eigenen, politischen Desorientierung und Unsicherheit geworden."

Gewiß nimmt die Nuntiatur vor allem eine völkerrechtliche Stellung ein, — der Nuntius ist der Diplomat eines völkerrechtlichen Souveräns, des Papstes, der dessen Verkehr mit der Regierung, bei der er akkreditiert ist, zu vermitteln hat — dies seine politische Aufgabe. Da dieser aber nicht sehr umfangreich, wird er seine Haupttätigkeit auf die religiösen Aufgaben hinsichtlich Förderung, Überwachung 2c. der unter ihm stehenden Bischöfe und anderer Kleriker niedrigerer Stufe auf der hierarchischen Leiter, konzentrieren. Und weiter liegt ihm, soweit dies tunlich und möglich ist, die Bekämpfung des Ketzertums ob — dies u. a. seine kirchliche Mission. Gerade diese seine Pflicht jagt protestantischen Kreisen einen doch unbegründeten Schrecken ein. Wir leben nicht mehr im Mittelalter! Und päpstliche Diplomatie ist viel zu klug, um ihre Forderungen auf die Spitze zu treiben. Die frühern Erfahrungen mit der Nuntiatur — His durchgeht sie, wir müssen sie leider hier übergehen — können daher für ihre heutige Einschätzung auch nicht maßgebend sein — Tempora mutantur et nos mutamur in illis. — Der Nuntius untersteht seinerseits natürlich dem Papst resp. dem Kardinalstaatssekretär. Und wie man weiß, ist auf den diplomatischen Benedikt XV. der religiös orientierte — wenn man so sagen darf — Pius XI. gefolgt, ein Wechsel der beiden Richtungen, der auf viele Jahrzehnte zurück verfolgt werden kann als eine Tradition der römischen Kirchenpolitik. So wird bekanntlich die gesamte kirchliche Politik der katholischen Gläubigen in unserm Lande letzten Endes durch den Vatikan in Rom geleitet. Mit diesen mannigfachen Aufgaben der Nuntiatur beschäftigt sich die Schrift von His eingehend unter Nennung der einschlägigen Bestimmungen des Codex juris canonici vom Jahre 1918. Auf diese vortreffliche Darstellung einzugehen, müssen wir uns leider ebenfalls versagen. Dann charakterisiert der Verfasser noch die Stellung der Nuntiatur zu Bern gegenüber Bund und Kantonen, sodaß man auf den wenigen Seiten eine umfassende Übersicht über das Wesen der Nuntiatur in der Schweiz erhält, wie man sie knapper und anschaulicher kaum fassen könnte. Abschließend stellt His die heutige Lage dar. Einigen seiner darin geäußerten Urteilen über Wert oder Unwert der Nuntiatur können wir uns nicht anschließen; sie scheinen uns — so objektiv sonst die Schrift gehalten sein mag — doch hie und da zu einseitig in protestantischer Richtung

orientiert. Sie drücken ein Mißtrauen gegenüber der Tätigkeit des Nuntius als solchem aus, das uns heute ungerechtfertigt scheint. His hat in dieser Hinsicht eine gewisse Wandlung durchgemacht, die einem offenbar wird, wenn man seine ruhige, 1922 verfaßte Schrift über „die rechtlichen Verhältnisse der Katholiken zu den Protestanten in der Schweiz, nach dem neuen canonischen Recht", mit der vorliegenden vergleicht.

Peter Hirzel.

Theologische Neuerscheinungen.

II.

Von ganz anderer Seite her tritt **Otto Piper** in seiner Schrift: **„Weltliches Christentum"** [7]) dem Transzendenzgedanken gegenüber. Er betont die Unentbehrlichkeit der Immanenzidee, nähert die Religion mehr der Unmittelbarkeit und Inhaltlichkeit des Weltlichen und setzt dieses in die doppelte Ja- und Nein-Beziehung zu Gott. So faßt er unter „Weltlichem Christentum" eine große Anzahl religiöser und halbreligiöser Strebungen und Ansätze zu solchen zusammen. Richtig und nötig zu sagen ist, daß wir uns von dem Alten, auch wo wir Größe und Überlegenheit an ihm einsehen, wesentlich entfernt haben; daß alle künstlichen Ausdeutungen und Umbiegungen nicht mehr zu einer Einheit damit helfen und daß unentbehrliche Teile desselben somit nicht mehr zu erwecken sind — besonders auch weil die allmählichen Umfärbungen der Dogmen, die frühere naivere Zeiten stetig vornahmen, jetzt ins Bewußtsein erhoben werden. Die absolute Überweltlichkeit als Letztes, die grundsätzliche Askese, ist für uns in keiner Weise mehr mit Sinn zu versehen und innerlich vollziehbar, sondern das Empfangen Gottes in der Welt ist ein Grundzug neuerer und abendländischer Religion, der sich seiner Berechtigung, nicht nur aus der tatsächlichen psychologischen Unmöglichkeit des Gegenteils, bewußt sein darf. Das schließt nicht aus, daß dieser Standpunkt, so überlegen er dem künstlich festgehaltenen Abgestorbenen gegenüber ist, doch ein starkes Maß von Selbstbescheidung einschließen muß. Fehlt dieses, so ergibt sich das eigentümlich Unkonzentrierte und Zerfahrene unserer Religiosität. Es werden dann allerhand Splitter aus dem Alten herausgelöst und mit eigenen halbgaren Stimmungen versetzt: das Ganze ein ewiges Suchen, und Sichgefallen darin, das nie von einer letzten inneren Not letzten Ernst empfangen hat. Wer immer im Suchen und Sehnen bleiben und sich wohl fühlen kann, ist schon darum ohne Ernst darin; denn der Sinn des Suchens und Sehnens ist allein, zu finden und gestillt zu werden, sonst zerbricht es in sich selbst. So ist hier die Weltlichkeit größer als das Christentum; und sie besteht mehr in einer gemeinsamen Ermäßigung und Negativität der Religion, als in ihrer kraftvollen Herausbildung aus dem Positiven des abendländischen Geistes.

Wie sehr diese Nachteile schon beim eigentlichen Anbruch abendländischer Bewußtheit, der Aufklärung, aktuell und großenteils auch schon in einer hilflosen Weise bewußt waren, zeigt der jetzt vorliegende **zweite Band** von **Wernles** Monumentalwerk: **„Der schweizerische Protestantismus im 18. Jahrhundert"**,[8]) besonders in den Schlußkapiteln. Er behandelt die Zersetzung der altreformatorischen Religion, deren Übergangs- und Vermischungsformen mit der Aufklärung und besonders diese selbst. Ein großer Reiz dieses Werkes besteht darin, in der Treue und Mannigfaltigkeit der überreich aufgehäuften durchschnittlichen Einzelzüge eine unmittelbare Berührung mit dem Geist der Epoche zu geben, wie ihn zusammenfassende Darstellungen nicht vermitteln können. Andererseits ist hier die Gefahr weniger als beim ersten Bande ganz vermieden, des Guten zu viel zu tun, im Stofflichen zu ertrinken. Eine Anzahl von fast nicht enden

[7]) Verlag J. C. B. Mohr, Tübingen.
[8]) Verlag J. C. B. Mohr, Tübingen.

wollenden Aufzählungen von in ihrer inhaltlichen Beziehung nur schwach abgewandelten Namen und Daten, besonders aus Umfragen, Erhebungen u. dergl., zeigen eine gewisse Überbewertung persönlicher und lokaler Bezüge, welche in der Schweiz als Schattenseite einer wertvollen Stärke des Heimatsinns und der Verwurzelung nicht selten anzutreffen ist. Trotzdem bleibt die Gesamtleistung staunenswert. Am aufschlußreichsten ist hier zu beobachten, wie die Aufklärung in der ganzen Breitenentwicklung, die ihr Wesen mit ausmacht, die Gesamtkultur infiltriert, und wie sich sofort mit Nachlassen der patriarchalischen Bindungen die individualistischen Dekadenzerscheinungen zeigen, an deren unaufhaltsamen Fortentwicklung wir heute noch leiden. Auch die lichte Seite kommt nicht zu kurz, die vernunftgemäße Reform unhaltbarer und toter Zustände, welche zur Not von dem großen Paradox, dem quia absurdum starker, ja brutaler Religiosität getragen werden konnten, aber nun längst bloß widersinnig geworden waren.

Völlig entgegengesetzten Charakter zeigt ein anderes umfangreiches Werk, denjenigen der überwuchernden und darum leer werdenden Synthese und der vergewaltigten und vernachlässigten Einzelheit. Es sind **Tröltsch's „Aufsätze zur Geistes- und Religionsgeschichte“**,[9]) die, von Hans Baron zu einem gewissen Ganzen zusammengearbeitet, als vierter und letzter Band der Werke posthum erschienen sind. Die Arbeit des Herausgebers ist sorgfältig und taktvoll; doch sind Partien bloßen Wiederholungs- und Nachlesecharakters stehen geblieben, die den Glanzpunkten des Buches im Lichte sind. Teilweise liegt das auch an dem Charakter des Tröltsch'schen Schaffens selbst, das der rasch lebenden Gegenwart in die Vergangenheit zu rücken beginnt. Mehrfach hat er hier das Größte gegeben, dessen dieser Historismus fähig ist, und reicht unmittelbar an seinen Lehrer Dilthey heran. Die besten Sachen dieses Buches, in deren Thema er ganz lebt, sind genial hingesetzt; alles steht unter größten Gesichtspunkten und auf einem Netzwerk der letzten Linien der Geistesgeschichte. Aber dann artet dies zur bloßen Manier aus; die Grenze wird nicht gefunden. Einige der Abhandlungen sind nur Programme von Geistestendenzen, Kataloge von Stichworten, Sammlungen von immer gleichen Allgemeinheiten, ohne Vertiefung, ohne Ausführung, ohne Belege — besonders, wo die Arbeit überzeugend den Eindruck macht, rein aus zweiter Hand geschehen zu sein. Tiefer aber liegt das, wofür nicht Tröltsch, sondern seine Zeit haftbar war: es fehlt allerorts die große Entscheidung, die zu Grunde liegen muß. Sie konnte durch die Idee einer ziemlich planlosen Zusammenarbeitung von Geschichte, Einzelwissen und Veranlagung nicht ersetzt werden. — Eine historische Einzelstudie legt **Franz Strunz** in der Sammlung: „Die Schweiz im deutschen Geistesleben“ über **Paracelsus**[10]) vor; freilich nur mit halber Berechtigung hier erscheinend, da der Vater des genialen Naturphilosophen ein schwäbischer Arzt aus adligem Geschlecht, nur seine Mutter Schweizerin, Tochter eines Einsiedler Klosterhörigen, war. Strunz schildert diese vielseitige, schillernde Persönlichkeit mehr impressionistisch, ohne systematische biographische oder philosophische Festlegung. Es mag diese Art dem dynamischen Menschen, der mit unheimlicher Gewandtheit Anregungen empfing und weitergab, nicht unangemessen sein. Erst heute überblicken wir mehr und mehr, wie viel ihm seine Nachfolger, besonders Jakob Böhme, verdanken.

Im ganzen bezeichnet die historische Theologie doch eine Schwäche des Systematischen. Das prägt sich auch darin aus, wie schwach die sachliche Expansionskraft des Christentums geworden ist, sodaß sein Rückzug auf sich selbst, seine Freilassung des Weltlichen nicht als reine Kraftäußerung zu bewerten ist. Heute jagt die Religion wieder den Problemen staatlich-wirtschaftlicher Gestaltung, die sich in ihrer eigenen Bahn ins Ungeheure entwickelt haben, atemlos nach, da diese in ihrer Kopf- oder besser Herzlosigkeit sich und den Geist in den Abgrund zu stürzen drohen. Die Abhandlung von **Lenz:**

[9]) Derselbe Verlag.
[10]) Verlag von H. Hässel, Leipzig.

„Protestantismus und allgemeine Staatslehre" [11]) zeigt, wie stark nach Ablauf der Periode des Nachtwächterstaates und des „Religion ist Privatsache" der Drang zu neuer Synthese ist, zu oberster Einheit der Werte in gegenständlicher Darstellung, als zum Staat im Hegel'schen Sinne; fort von der rein beschreibenden zur fordernden Soziologie. Man sieht wieder, daß ein Staat ohne irgendwelche Weltanschauungsgemeinschaft Nonsens ist. Die positive Lehre des Verfassers läßt sich aus den ein wenig allgemeinen Formulierungen dieses Heftes nicht recht ersehen. — Leicht ist es nun überhaupt nicht mehr, von den abgezogenen und in Scheidung vom realen Leben verblaßten theologischen Formulierungen wieder einen im einzelnen förderlichen Zugang zu den Problemen der äußeren Organisation zu finden. Das zeigt die Schrift von **Wünsch: „Religion und Wirtschaft".**[12]) Im ersten der hier vereinigten Vorträge werden evangelisches Christentum und moderne kapitalistische Wirtschaft in normative Beziehung gesetzt. Das Ergebnis ist eine leichte humanitäre Milderung der Schattenseiten des mechanisierten, materialisierten und verabsolutierten Wirtschaftsbetriebs; dazu, dünkt uns, hätte man nicht den großen metaphysischen Apparat in Bewegung zu setzen brauchen. Die Tiefe des Zwiespalts zwischen Geist und Welt, der dem älteren Christentum auf der Seele brannte, ist nirgends ergriffen. Der verwaschene und saftlose religiöse Sozialismus, der hier herauskommt, wird weder der Religion, noch auch den Grunderfordernissen des Staates gerecht. Der zweite Vortrag über Arbeitszeit kann gleichfalls nicht überzeugen, daß es sinnvoll sein sollte, spezielle Wirtschaftsfragen mit betreffs einzelner Bestimmungsgründe ganz unergiebigen Weltanschauungsthesen zu lösen. Tiefer gräbt das Schriftchen von **Erich Förster: „Sozialer Kapitalismus".**[13]) Menschlich schön und klug, erspart es sich doch allen billigen Programmidealismus, der nur mit „Muß" und „Soll" arbeitet. Förster weiß, daß mit Utopien nichts getan ist, und darunter fällt alles, was die Menschennatur einfach zu einem deduktiven Schematismus macht, der von irgend einem rationalen Zentralpunkt her zur Einordnung und Befriedigung alles Einzelnen in Gang zu setzen ist. Auf zwei Grundnotwendigkeiten ruht hier der Kapitalismus: 1. Aller Arbeitsertrag muß in zwei Teile geteilt werden, einen für das unmittelbare Verbrauchsbedürfnis, den anderen zur Kapitalsbildung. 2. Dieser letztere Teil muß von den freien selbstverantwortlichen Privatwirtschaftern gebildet werden, jedoch unter Überwachung seitens des Staates. Der Kapitalismus ist als motorischer Faktor unentbehrlich, seine Regulierung erfordert aber einen starken, selbständigen Staat. Die Kirche ist hierzu ungeeignet, sie kann nur moralische Wirkungen ausstrahlen, nicht zwingen; ersteres soll sie aber nicht nur auf die Dienenden, sondern auch auf die Befehlenden erstrecken. Der Staat muß unter allen Umständen gegenüber der Wirtschaft ein Eigenwesen, eigenen Maßstabs und Rechts, eigener Ideale und Werte bleiben; dazu darf er nicht ganz demokratisch sein; jede Demokratie ist zu leicht mit der Ungehemmtheit des Kapitals identisch. So ist ein Staat, der den Obrigkeitscharakter nicht zu weit abstreift, den Proletariern gegenüber einem rein demokratischen eher vorteilhaft. Denn eine Obrigkeit, welche unmittelbar von den Parteiströmungen in jeder Handlung und jeder Vornahme abhängt, wird schließlich immer der kompaktesten Macht auf Erden, der des Geldes, nachgehen, sodaß der soziale Sinn in rein demokratischen Staaten, besonders wenn durch deren Größe die Verhältnisse unübersichtlich werden, meistens ziemlich gering ausfallen wird, wie z. B. Amerika zeigt. —

Es befriedigt uns lebhaft, zum Schluß dem Leser noch ein Buch vorlegen zu dürfen, an welchem eine ganz umgemischte Freude möglich ist, ihm die Schöpfung eines ebenso echt religiösen, wie echt dichterischen Geistes anzuzeigen. Es handelt sich um **Gertrud von Le Forts „Hymnen an die Kirche".**[14]) In den Formen der alttestamentlichen geistlichen Poesie gestaltet hier eine Dichterin

[11]) Verlag von J. C. B. Mohr, Tübingen.
[12]) Derselbe Verlag.
[13]) Derselbe Verlag.
[14]) Theatiner-Verlag, München.

monumentalsten Stils, von welcher der deutsche Kulturkreis noch etwas zu erwarten hat, ihre auf die Idee der katholischen Kirche in ihrer tiefsten Ausprägung gesammelte Frömmigkeit. Die Kirche erscheint hier als ebenso geistig wie greifbar, ideal wie real, lebendig wie fest, individuell wie überindividuell, göttlich wie menschlich. Es ist hier etwas von der irrationalen Einheit der Gegensätze verkörpert, welche dem mittelalterlichen Katholizismus seinen unverwechselbaren Zauber und seine weltgeschichtliche Größe verleiht. Wie weit diese Einheit unter dem rationalistischen und systematisierenden Geiste der Neuzeit, an dem auch die katholische Kirche seit der Gegenreformation ihr gutes Teil gewonnen hat, sich in der Wirklichkeit und im Alltag aufrecht erhalten läßt und nicht immer in den Konflikt beider Seiten auseinanderbricht, ist eine Frage für sich. Gewiß ist, daß die deutsche Zunge ein Werk gewonnen hat, welches alle Dichtung der letzten Jahre überdauern wird und an dem jeder religiöse Mensch, gleichgültig welcher Zugehörigkeit, Erbauung, Kraft und Reinigung gewinnen kann.

Erich Brock.

Ein religiöses Zeitbuch.

(J. Anker Larsen: Der Stein der Weisen, übersetzt von Mathilde Mann. 551 S. Grethlein & Co., Leipzig und Zürich. Fr. 12.50.)

Im Jahre 1923 setzte der Verlag Gyldendal in Kopenhagen einen Preis von 70 000 Kronen für den besten Roman aus, der in klarer Form und bewegter Handlung eine zeitgemäße, alle Volkskreise umfassende Idee behandeln würde. Der Preis wurde J. Anker Larsen für seinen „Stein der Weisen" zuerkannt. Das Buch hat seitdem Erfolg gehabt, ist schon in 15 Sprachen übersetzt und nun liegt auch eine deutsche Übersetzung vor. Der Erfolg beruht dieses Mal nicht auf Reklame, sondern auf dem inneren Werte des Buches, das dem Suchen unserer Zeit nach Gott entgegenkommt. Larsen geht davon aus, daß der religiöse Trieb, wie der sexuelle, dem Menschen naturhaft angeboren ist und im Gottesbewußtsein zuerst in Erscheinung tritt. Das Kind, welches vom Himmel kommt, steht der Himmelssprache noch „offen". Indem es heranwächst, den Kampf zwischen Gut und Böse erlebt, schuldig wird, versteht es die Himmelssprache nicht mehr. Es wird „verschlossen". Aber dann versucht der Mensch auf allerlei Wegen das Paradies der Unschuld wieder zu finden, Gott zu schauen, den Ursprung des Daseins zu ergründen. Solche Wege, die oft Irrwege sind, zeichnet nun der Verfasser, und er vergleicht dieses Suchen mit demjenigen nach dem „Steine der Weisen". Daher der Titel des Buches. Und nun einige Beispiele aus dem Heere der Gestalten. Da ist der lutherische Pfarrer, ein glänzender Kanzelredner, voll Selbstbewußtsein, der andere erwärmt, aber selbst kalt bleibt. Da sind die Mystiker, die Theosophen, die Hellseher, Spiritisten und das ganze Gewimmel der modernen „Propheten", welche sich heute der verwirrten und verirrten Menschheit als Führer anbieten und zu keinem Ziele kommen. Durch dieses bewegte Leben, das in vielen Episoden trefflich geschildert wird, läßt der Verfasser drei junge Menschen gehen, die im gleichen Orte und in derselben Schule aufgewachsen sind und als religiöse Naturen in ihrer Art den Stein der Weisen suchen. Der Sensitivste unter ihnen zerbricht im Kampfe des Lebens. Der Praktiker gelangt auf Umwegen zu einem Ziele und zu einer nützlichen Arbeit. Und derjenige, bei welchem der religiöse Trieb am stärksten ist, wird Verbrecher, aber büßend wird er geläutert und findet Gnade und Frieden bei Gott.

Dies in Kürze der Inhalt des fast überreichen Buches, das aufrüttelt, anregt, spannend ist und etwas vom herben Geiste des Dänen Söre Kierkegaard in sich hat. Wie der Verfasser selbst sich zur religiösen Frage stellt, ist nicht recht ersichtlich. Er erzählt objektiv, hat einen kalten Stil und sein Witz, der oft hervortritt, ist mehr Sarkasmus als Humor. Wie man zum Steine der Weisen kommt, das sagt er nicht. Aber er gibt ein treffliches Bild der mo-

dernen Welt, verarbeitet in klarer Weise eine Unmasse von Erscheinungen unseres modernen, grübelnden religiösen Lebens ohne irgendwie Führer sein zu wollen. Politik, Weltverbesserung und dergleichen vorübergehende Dinge liegen fast ganz außerhalb des Kreises seiner Betrachtungen. Er behandelt wesentlich nur Ewigkeitsfragen. Das Buch braucht nachdenkliche Leser, welche dem gewöhnlichen Romanlesefutter aus dem Wege gehen. Solche wird es aber auch finden und solche wünschen wir ihm.

Christian Beyel.

Literarische Neuerscheinungen.

Schmid, Hans. Wallis, ein Wanderbuch. Frauenfeld, Huber, 1925. 258 S.

Hans Schmid war uns ein lieber Weggefährte auf Bündner- und Tessinerfahrten. Sein neuestes Buch geleitet ins Wallis. Seitdem wir auf die eifrige Propaganda des Toggenburger Verkehrsvereins hin einen ganzen Tag an das kümmerliche Aulischlüchtli bei Lichtensteig verloren, schätzen wir Schmids Wanderbücher, die sachte alles zurechtrücken, das Große und das Kleine, jedes an seinen Platz. Schmid ist ein behaglicher Paßwanderer. Er ist dem „Goldkäfer", dem gelben eidgenössischen Postauto, durchaus nicht abhold. Noch lieber aber schlägt er den Fußpfad ein, der zu altersschwarzen einsamen Bergnestern führt. Er hat den Blick für das Malerische und Urwüchsige und, nebenbei gesagt, auch den Spürsinn für eine gute, einfache Verpflegung. Seine Redaktionsstube liegt Wand an Wand mit dem Huber'schen Verlage in Frauenfeld. Er ist wohl unterrichtet über die letzten Veröffentlichungen der antiquarischen und geschichtsforschenden Gesellschaften; aber sein frohes Poetengemüt bleibt unbefangen im Streit und Widerstreit der Gelehrten. Man bekommt Hunger nach Luft und Sonne beim Lesen der Schmid'schen Wanderbücher, und man nimmt sich vor, in den nächsten Ferien seinen Spuren zu folgen, also diesmal im Wallis.

Reinhart, Josef. Der Galmisbub, Geschichten für Jung und Alt. 2. Auflage. Mit Bildern von A. Jäger-Engel. Bern, Francke, 1925. 278 S.

Zehn Kindheitserinnerungen sind in dem stattlichen Bande zusammengefaßt. Sie führen ins Galmis, an die bewaldeten Hänge des Balmbergs, zu den zerklüfteten Felsen der Röti. Von ferne taucht die glänzende Kuppel der St. Ursenkirche von Solothurn auf. Die Gestalten Reinharts sind fast ausnahmslos weich und verträumt. Ein scheues Zurückweichen vor dem Derben, zarte Gefühlsregungen sind ihnen eigen; das Schönste ihres Seelenlebens lassen sie erraten. Sie sind wie die seltenen Flühblümlein auf der Balmfluh, jene goldenen Aurikeln mit dem heimweherweckenden sanften Frühlingsdufte. In Andacht und stiller Heiterkeit wollen Reinharts Geschichten nachempfunden sein.

Küffer, Georg. Josef Reinhart zum 50. Geburtstag. Mit Bildnis und Faksimileunterschrift des Dichters. Bern, A. Francke, 1925. 63 S. 3 Fr.

Ein Dichter, der Mitarbeiter Reinharts in den Bestrebungen, dem Volke die Dichtkunst nahe zu bringen, kommt zu Wort. Von der Heimat des Fünfzigers hinter der Solothurner Einsiedelei am Fuße des Weißensteins, vom Familienleben, das in einer geschichtenkundigen Großmutter und einer gemütstiefen Mutter verankert ist, vom äußern, an einschneidenden Begebenheiten bescheidenen Ergehen und von der künstlerischen Entwicklung und Verinnerlichung des Dichters gibt das Büchlein in eindringlich schlichter, doch künstlerisch wohl erwogener Sprache Kunde. Den Beschluß macht ein Verzeichnis der Werke des Dichters und eine Zusammenstellung aller Vertonungen, welche die Lieder Reinharts gefunden haben.

Helene Meyer.

Artur Weese: München.*)

Ein deutsches Buch. Es ist bedauerlich, daß man bei schriftstellerischen Werken deutscher Verfasser darauf hinweisen muß. Aber es steht im deutschen Sprachgebiet leider so, daß gerade auf kunstgeschichtlichem Gebiet selten ein Buch herauskommt, das den befriedigt, der ein klares, fließendes Deutsch, unbeschwert von unnötigen Fremdwörtern verlangt. Nicht daß Weese ein Sprachreiniger reinsten Wassers wäre. Wo Fremdwörter, besonders als kunsthistorische Definitionen, zum Verständnis unerläßlich sind, verwendet er sie mit gutem Gewissen, überzeugt, daß er der Welt mit unverständlichen Neuschöpfungen keinen Dienst leisten würde. Aber wo ein kernhafter, allgemein verständlicher deutscher Ausdruck zur Verfügung steht, verwendet er ihn mit Freude als schönsten Schmuck. — Doch ist Weeses Buch nicht nur in diesem immerhin äußerlichen Sinn gut deutsch, es ist auch durchaus von deutschem Geist erfüllt.

Es sind vor und nach dem Krieg so und so viel Bücher in Deutschland erschienen, die mit einer wahrhaft masochistischen Gier darauf ausgingen, alles Eigenwertige in der deutschen Kunstentwicklung zu leugnen. Mit an sich schätzenswertem Fleiß wurde kunstgeschichtliche Kleinarbeit geleistet. Kapitell wurde mit Kapitell, Nasenwurzel mit Nasenwurzel verglichen und wenn man herausgefunden hatte, daß eine Ohrmuschelwindung in Südfrankreich oder Italien das gleiche Spannungsverhältnis aufwies, wie ihre Kollegin in Deutschland, dann schrie man mit Begeisterung: Alles ist französisch, alles italienisch, wir haben nichts Schöpferisches geleistet, wir haben nur nachgebildet und umgebildet. — Gegen diese Betrachtungsweise, die ob dem einzelnen das Ganze vergißt, sind je und je Männer aufgetreten, denen eine tiefere Auffassung künstlerischer Beziehungen Bedürfnis war — ich brauche nur an Dehio zu erinnern. Weese schließt sich dieser protestierenden Richtung an im vollen Bewußtsein dessen, was deutsche Kunst der europäischen und östlichen Entwicklung verdankt, in einfühlender Erkenntnis aber auch dessen, was sie selber aus eigenem Geist heraus Großes und Herrliches gestaltet hat. In dieser Art der Beleuchtung kunstwissenschaftlicher Probleme liegt das wahrhaft Deutsche des vorliegenden Buches.

Wir Schweizer glauben München zu kennen. Es ist uns eine liebe, vertraute Stadt, in der wir frohe Stunden verbracht, aus der wir manche künstlerische Anregung mit nach Hause getragen haben. Aber ich brauche nur ein paar Kapitelüberschriften aus Weeses Buch anzuführen und mancher wird einsehen, wie wenig tief seine Kenntnis Münchnerischer Kunst- und Kulturentwicklung geht. — Ein erster Abschnitt schildert die Stadtgründung und die Anfänge. Die Regierungszeit Ludwigs des Bayern, die für Münchens Wachstum so wichtig war, wird in einem lebendigen Kapitel anschaulich dargestellt. In knapper, geballter Form spricht Weese über den Höhepunkt der Entwicklung in gotischer Zeit, über die bürgerliche Gotik, den Bau der Frauenkirche, die blühende Stadtkunst. — War das künstlerische Wachsen der Stadt bis dahin deutsch, so ändert sich das Bild mit dem Eingreifen der Renaissance und der Gegenreformation. Vlämische Wandermeister italienischer Schulung werden am Hof beschäftigt, die mächtige Michaelskirche, das Wahrzeichen der Gegenreformation, wird gebaut, Maximilian I., der große Bauherr, leitet Bayerns Geschicke. Die barocke Baugesinnung verbunden mit der Repräsentationslust bayrischer Herrscher schafft die Erweiterungen der Residenz, die machtvollen Schloßbauten von Schleißheim und Nymphenburg. Der hohen Zeit monumentaler Bauweise folgt das Idyll, die ziere Blüte reizvollsten Rokokos, versteckt in kleinen Lustschlößchen, sinnbetörend sich ausdehnend in weiten Fluchten der Schlösser. Und dann die kühle, große Welt des Klassizismus unter Ludwig dem Ersten und ihre Auflösung in der Zeit der Romantik.

Ein mächtiges Gebiet fürwahr, das nur ein Meister der Darstellung zu frischem Leben erwecken konnte. Weese brachte es fertig, ein Buch zu schreiben, das bei aller Gründlichkeit der wissenschaftlichen Problemstellung und Deutung

*) Berühmte Kunststätten, Band 69/70. München, von Artur Weese. 3. vollständig neu bearbeitete Auflage. Leipzig 1925. E. A. Seemann.

sich von der ersten bis zur letzten Seite wie ein guter Roman liest. Ein Buch, das mit einfühlendem Sinn der Bewegung der Kunstzeiten folgt, gedämpften Tones ruhige Jahre schildert, anschwillt und zu ragenden Höhen sich erhebt, wenn große Ereignisse es tragen. — Und zu dieser künstlerischen Deutung hinzu hat der Verfasser ein Register geschaffen, das die äußerliche Brauchbarkeit des Buches ob seiner Vollständigkeit gewaltig erhöht. — Über 250 treffliche Abbildungen schmücken das Werk als nützliche Helfer beim Lesen, als willkommene Gedächtnisstütze für den, der Münchens Kunstschätze geschaut hat. — Es ist ein deutsches Buch, das der Berner Ordinarius für Kunstgeschichte geschaffen hat — es ist zugleich ein gutes und ein schönes Buch.

Max Irmiger.

Kreidolfs Wintermärchen, Neue Folge.

Ein Wintermärchen. Text und Bilder von Ernst Kreidolf. Rotapfel-Verlag Erlenbach-Zürich.

Das soll ihm einer gleichtun, dem Märchenschöpfer Kreidolf, die wundersame Winterwaldstimmung, Siebenzwergenstimmung herbeizuzwingen, die in den 16 Blättern dieser neuen Bilderfolge webt und wirkt! Schon allein die Erfindung: Das glücklich Königin gewordene Schneewittchen kehrt besuchsweise zu seinen sieben Herrlein zurück. Was die nun dem hohen Besuch zuliebe alles vorkehren, ein richtiges winterliches Sportfest nach dem andern! Man wünscht wieder Kind zu sein, um sich so ganz in diese Kleinwelt hineinzuträumen. Aber auch den Großen muß über Kreidolfs Bildern wieder Kindersinn im Auge aufleuchten, muß über ihrem unwiderstehlichen Zauber der Blick froh sich frischen. Und Respekt, wie sorgsam sauber und wie duftig diese Aquarelle hingehaucht sind. Der Farbenreiz der abendlichen Schneelandschaft mit den „schleifenden" drei Kerlchen, die Pracht der Feuerglut unter dem beschneiten Baum, der Nachthimmel über dem Schlittschuhtanz, die innig ergreifende Wolkenwehmut auf dem Abschiedsbild: unnachahmlich alles bei dieser Einfachheit der aufgebotenen Mittel. Und dabei, wie sicher und genau die Zeichnung, insbesondere der Zwerge, ganz so wie's die junge Welt haben will. Nichts vergessen, nicht einmal die Fußtapfen der Männchen, der Eisnixen im Schnee, nicht die von den spielenden Eichhörnchen weggeworfenen Lärchenzäpfchen, nicht die Wundertapete im übereisten Festsaal.

Hier hat der Märchenbildner der freischaffenden Phantasie wieder einmal ganz die Führung überlassen, hier ist er allem sozusagen Systematischen aus dem Wege gegangen. Man darf das neue Werklein unbedenklich Kreidolfs Bestem zuzählen. Die Ausstattung macht dem Verlag wieder alle Ehre; auch den willkommenen Text auf den Rückseiten der Blätter hat er sorglich betreut.

Wie es die Jungen aufgenommen haben, darüber kann kein banger Zweifel aufkommen, und wie es seinethalben im kritischen Blätterforst gerauscht, wissen wir nicht. Jedenfalls in höheren Tönen als hinter Kreidolfs biblischen Bildern her, die just in Zürich theologischerseits grämliche, ja erzürnte Mißbilligung erfuhren. Man hat dort das herkömmlich-traute akademische Schmücklein der privilegierten religiösen Kunst vermißt. Weh dem, der etwas kann, denn er darf nichts anderes können! Ein seltsamer Widerspruch: Einerseits leiht man dem Märchenzeichner so willig wie billig das kindlich naive Auge — vor biblischen Motiven aber preßt man über ebendemselben die Lider aus aller Kraft zu. Völlige Verständnislosigkeit darf man einer Kritik nicht verargen. Nur wenigstens ernst genommen zu werden, verdient denn doch die reine Innerlichkeit von Bildschöpfungen wie Kreidolfs Geburt Jesu, Abendmahl, Kluge und Törichte Jungfrauen und Kreuzigung. A. B.

Verzeichnis der in diesem Heft besprochenen Bücher.

Arnet, Edwin: Emanuel; Orell Füßli, Zürich.
Bernoulli, Christoph: Die Psychologie von Carl Gustav Carus und deren geistesgeschichtliche Bedeutung; Diederichs, Jena.
Burckhardt, Carl J.: Der Berner Schultheiß Ch. Neuhaus; Huber, Frauenfeld.
Carus, Carl Gustav: Psyche, neu herausgegeben von L. Klages; Diederichs, Jena.
— Symbolik der menschlichen Gestalt; Neuausgabe; Kampmann, Celle.
— Über Lebensmagnetismus und über die magischen Wirkungen überhaupt; neu herausgegeben von Chr. Bernoulli; Schwabe, Basel.
Die große Politik der europäischen Kabinette 1871—1914; Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte; Berlin, 1923—25.
Enderlin, Fritz: Hans am Weg; Orell Füßli, Zürich.
Förster, Erich: Sozialer Kapitalismus; Mohr, Tübingen.
His, Eduard: Die Nuntiatur in der Schweiz; Orell Füßli, Zürich.
Kreidolf, Ernst: Ein Wintermärchen, Neue Folge; Rotapfelverlag, Zürich.
Küffer, Georg: Josef Reinhart zum 50. Geburtstag; Francke, Bern.
Larsen, Anker: Der Stein der Weisen; Grethlein, Zürich.
Le Fort, Gertrud: Hymnen an die Kirche; Theatiner-Verlag, München.
Lenz: Protestantismus und allgemeine Staatslehre; Mohr, Tübingen.
Merz, Walter: Geschichte der Stadt Aarau im Mittelalter; Sauerländer, Aarau.
Moser, Otto v.: Ernsthafte Plaudereien über den Weltkrieg; Belser, Stuttgart.
Piper, Otto: Weltliches Christentum; Mohr, Tübingen.
Reinhart, Josef: Der Galmisbub; Francke, Bern.
Saager, Adolf: Versöhnung; Orell Füßli, Zürich.
Schmid, Hans: Wallis, Ein Wanderbuch; Huber, Frauenfeld.
Schweizerfibel in Druckschrift; Sekretariat des Schweizerischen Lehrervereins, Zürich.
Strunz, Franz: Parazelsus; Haessel, Leipzig.
Tröltsch: Aufsätze zur Geistes- und Religionsgeschichte; Mohr, Tübingen.
Waldkirch, E. v.: Die dauernde Neutralität der Schweiz; Helbing & Lichtenhahn, Basel.
Weese, Artur: München; 3. Aufl.; Seemann, Leipzig.
Wernle: Der schweizerische Protestantismus im 18. Jahrhundert; Mohr, Tübingen.
Wünsch: Religion und Wirtschaft; Mohr, Tübingen.
Zu-der-Luth: Die militärpolitische Lage der Schweiz; Offene Worte, Charlottenburg.

Mitarbeiter dieses Heftes:

Dr. **Hektor Ammann,** Aarau. — Dr. **J. H. v. Sprecher,** Chur. — **Placidus Meyer von Schauensee,** Luzern. — Dr. **Martin Rinck,** Riehen. — Fräulein **Elisabeth Sulzer,** stud. phil., Zürich. — Dr. **Hans Oehler,** Zürich. — Dr. **Hans Raschle,** Baden. — Prof. **Otto v. Greyerz,** Bern. — Dr. **H. Stettbacher,** Zürich. — Dr. **Carl Günther,** Aarau. — Dr. **Eugen Bircher,** Aarau. — Nationalrat **Otto Hunziker,** Zofingen. — Dr. **Peter Hirzel,** Zürich. — **Erich Brock,** Freiburg i. Br. — Dr. **Christian Beyel,** Zürich. — Frau Dr. **Helene Meyer,** Kilchberg. — **Max Irmiger,** Bern. — **Arnold Büchli,** Aarburg.

Diesem Hefte liegen Prospekte bei 1. der Akademischen Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H., Wildpark-Potsdam, über das „Handbuch der Literaturwissenschaft", herausgegeben von Univ.-Prof. Dr. O. Walzel-Bonn, — 2. des Verlags J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen, über „Der schweizerische Protestantismus im 18. Jahrhundert" von Prof. Dr. Paul Wernle, Basel.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hans Oehler. Schriftleitung: Zürich, Steinhaldenstraße 66. — Druck, Verwaltung und Versand: Gebr. Leemann & Co., A.-G., Zürich 2. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.